

Unverkäufliche Leseprobe aus:

Cleveland Amory

Die Katze, die zur Weihnacht kam

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main

Inhalt

- 1 Die Rettung 9
- 2 Die Entscheidung 31
- 3 Der große Kompromiss 53
- 4 Bei der Tierärztin 73
- 5 Eine knifflige Frage 93
- 6 In Hollywood 113
- 7 Wenn er krank ist 141
- 8 Seine Außenpolitik 155
- 9 Seine Innenpolitik 173
- Schlusswort 187

Die Rettung

Niemanden, der je Eigentum einer Katze war, wird es verwundern, dass er selbst die unbedeutendsten Ereignisse, die im Zusammenhang mit seiner Katze passierten, sein ganzes Leben nicht vergisst. Zu diesen Erinnerungen gehört nicht zuletzt, wie sie beziehungsweise er ihm zum ersten Mal begegnete.

Als ich meine Katze das erste Mal sah, dachte ich nie, dass unser Zusammentreffen je etwas Denkwürdiges bekommen würde. Zunächst einmal sah ich sie nur undeutlich. Es schneite, und sie stand in einiger Entfernung von mir in einer engen Straße in New York. Und dann nahm das, was ich von ihr sah, mich ganz und gar nicht für sie ein. Sie war mager, sie war verdreckt, und sie war anscheinend verletzt.

Die Umstände unserer Begegnung entbehrten nicht einer gewissen Ironie: Es war Heiligabend, und inmitten der weihnachtlichen Stimmung bot die Katze ein Bild des Jammers. Ein Fremder würde

es kaum glauben, aber New York kann, wenn es sich anstrengt, eine schöne Stadt sein. So war es auch an jenem Weihnachtsabend vor ein paar Jahren.

Einen wichtigen Beitrag leistete der Schnee: Schnee lag in den Straßen, und noch immer fielen dicke Flocken – ein seltener Anblick zu Weihnachten. Die weiße Pracht begann allmählich die vielen alltäglichen New Yorker Misslichkeiten wie Lärm und Dreck, üble Gerüche und Schlaglöcher zu dämpfen und zu überdecken. Die Christbäume und die Lämpchen und die weihnachtlich dekorierten Fenster, all das, was anderswo so gewöhnlich wirken kann, wirkte an diesem verschneiten Abend in New York einfach stimmig.

Ich möchte mich nicht zu der Behauptung versteigen, New York hätte das gleiche traute Bild wie damals Bethlehem geboten; aber es war doch um einiges von jener Weihnachtsstimmung entfernt, die eine berühmte Glückwunschkarte veranschaulicht, die eine New Yorker Kfz-Reparaturwerkstätte in jenem Jahr an alle ihre Kunden verschickte. »Fröhliche Weihnachten«, stand darauf zu lesen, »wünschen Ihnen die Jungs aus der Werkstatt – zweite Mahnung.«

Für mich persönlich jedoch schien gerade dieses Weihnachtsfest wenig Erfreuliches bereitzuhalten. Dass es bereits sieben Uhr war und ich noch immer in meinem Büro am Schreibtisch saß, sprach für sich. Der Verein zur Bekämpfung von Grausamkeit

gegenüber Tieren, den ich ein paar Jahre zuvor gegründet hatte, war in Schwierigkeiten – offen gesagt, gilt das noch heute – und schien dem Ende nahe. Wir waren auf beinahe jedem Gebiet des aktiven Tierschutzes vehement engagiert, und obwohl wir dies zu Gehältern taten, die mit knapper Not zum Leben reichten – oder, wie die meisten von uns, überhaupt ohne Bezahlung –, konnte sich der Verein finanziell kaum über Wasser halten. Er hatte zwar gewisse Erfolge verbuchen können, doch seine großen Leistungen lagen noch im Schoß der Zukunft.

Sogar sein Name, Tierschutz-Fonds, hatte sich als eine Enttäuschung erwiesen. Ich hatte ihn in einem, wie ich glaubte, Augenblick sublimster Inspiration gewählt, weil ich überzeugt war, seine bloße Erwähnung werde erkennen lassen, dass wir Geld gebrauchen konnten. Doch wie sich zeigte, hatte der Name mitnichten diese, sondern die gegenteilige Wirkung. Alle Leute dachten, wir hätten das Geld bereits.

Zu der Ebbe, die an diesem Heiligen Abend in der Vereinskasse herrschte, kam noch, dass es um meine eigenen Finanzen nicht zum Besten bestellt war. Meine schriftstellerische Tätigkeit, mit der ich mir schon seit Jahren meinen Lebensunterhalt zu verdienen pflegte, wollte keine Früchte tragen. Ich verwandte so viel Zeit darauf, den Fonds flottzubekommen, dass ich den Ablieferungstermin für ein Buch um vier Jahre überzogen hatte und mit zwei

Zeitschriftenartikeln schon so viele Monate in Verzug war, dass mir halbwegs plausible Entschuldigungen ausgingen. Für den heutigen Tag hatte ich unter anderem geplant, mir eine Zeile von Dorothy Parker zu borgen und meinem Lektor zu erzählen, ich hätte mich wirklich bemüht, die Sache fertigzustellen, aber irgendjemand habe mir den Bleistift stibitz.

Was mein Privatleben anging, ließ auch dieses einiges zu wünschen übrig. Vor kurzem geschieden, wohnte ich in einem kleinen Apartment, und obwohl ich nicht gerade ein Eremitenleben führte – ich hätte an diesem Abend zwischen mehreren Einladungen von Arbeitskollegen und sogar von Freunden wählen können –, fand ich doch, dass Weihnachten ein Fest ist, das man nicht mit Leuten aus dem Büro oder auch Freunden, sondern mit seiner Familie verbringen soll. Und meine Familie bestand zu diesem Zeitpunkt aus einer einzigen, geliebten Tochter, die in Pittsburgh lebte und selbst eine Familie hatte, die sie vollkommen ausfüllte.

Ein Letztes kam dazu: Obwohl ich zeit meines Lebens, soweit ich mich überhaupt erinnern kann, und auch während meiner Ehejahre Tiere hatte und obwohl ich jeden Tag mit Tieren zu tun hatte, nannte ich kein einziges mein Eigen. Für einen Tierfreund ist ein Heim ohne Tier überhaupt kein Heim. Trotzdem war ich überzeugt, dass es bei diesem Zustand bleiben werde. Ich war im Durchschnitt mehr

als zwei Wochen pro Monat auf Reisen und beinahe so oft von zu Hause fort wie daheim. In meiner Situation ein Tier zu halten wäre unverantwortlich gewesen.

Ich war gerade von der erfreulichen Beschäftigung, dem fallenden Schnee draußen zuzusehen, zu der unerfreulichen Arbeit zurückgekehrt, die eingegangenen Rechnungen durchzusehen, als es klingelte. Draußen stand eine mit Schneeflocken bedeckte Frau; es war Ruth Dwork. Ich kannte Miss Dwork schon seit vielen Jahren. Sie war früher einmal Lehrerin gewesen und gehört zu den Leuten, die ein großes Herz für Tiere haben. Sie holt alle möglichen Geschöpfe von der Straße, von Hunden bis zu Tauben, und hat ihr Leben der »Armee der Helfenden«, wie ich sie getauft habe, verschrieben. Allerdings ist sie in dieser Armee kein einfacher Soldat – sie hält sie einsatzbereit. Deswegen habe ich sie immer Sergeant Dwork genannt.

»Fröhliche Weihnachten, Sergeant«, sagte ich. »Was kann ich für Sie tun?«

Sie war ganz geschäftsmäßig-nüchtern. »Wo ist Marian?«, fragte sie. Marian Probst, meine langjährige Gehilfin, hat viel Erfahrung darin, Tiere von der Straße zu holen; nach dem Gebaren Sergeant Dworks zu urteilen, war gerade eine solche Aktion im Gange. »Marian ist nicht mehr da«, sagte ich. »Sie

ist gegen halb sechs weggegangen und hat etwas davon gemurrt, dass manche Leute am Heiligen Abend freibekämen. Ich sagte ihr, sie gehöre zu denen, die immerfort auf die Uhr sehen, aber es hat nichts geholfen.«

Sergeant Dwork fand das nicht lustig. »Und wie steht's mit Lia?«, wollte sie wissen. Lia Albo koordiniert die Arbeit des Tierschutz-Fonds landesweit und ist außerdem sehr geschickt darin, herrenlosen Tieren ein Heim zu finden. Sie war jedoch schon vor Marian weggegangen.

Miss Dwork war offensichtlich nicht sehr glücklich darüber, mit mir vorliebnehmen zu müssen. »Na schön«, sagte sie, mich kritisch musternd, versuchte aber, das Beste daraus zu machen, »ich brauche jemanden mit langen Armen. Ziehen Sie Ihren Mantel an.«

Während ich mit Sergeant Dwork durch den wirbelnden Schnee und in bitterer Kälte die Straße entlangging, erklärte sie mir, dass sie schon seit beinahe einem Monat eine bestimmte herrenlose Katze einzufangen versuche, bisher aber keinen Erfolg gehabt habe. Sie habe, sagte sie, schon alles versucht, habe sich bemüht, die Katze in eine »Hab-ein-Herz«-Falle zu locken, doch so ausgehungert das Tier und so erfolgreich diese Methode in zahllosen anderen Fällen gewesen sei, hier habe sie nicht funktioniert. In der letzten Zeit, sagte Miss Dwork, sei sie nun zu einem

direkteren Vorgehen übergewechselt. Zwar habe sie es immerhin so weit gebracht, dass die Katze dicht an den Eisenzaun am Ende der Gasse gekommen sei und sogar von ihren ausgestreckten Fingern kleine Käsestückchen genommen habe. Es sei ihr aber nie geglückt, das Tier so nahe herbeizulocken, dass sie es fangen konnte. Bei jedem Versuch sei die Katze weggesprungen, und jedes Mal sei es schwieriger geworden, das Vertrauen des immer argwöhnischer werdenden Tiers zurückzugewinnen.

Am Abend vorher, erfuhr ich von Sergeant Dwork, sei sie zum ersten Mal drauf und dran gewesen, die Katze zu erwischen. Diesmal sei das Tier, während es den Käse verschlang, nicht weggesprungen, sondern stehen geblieben, wo es war – näher als je zuvor, aber ärgerlicherweise gerade noch außer Reichweite. So erfreulich das war, Miss Dwork war nun überzeugt, sich im Wettlauf mit der Zeit zu befinden. Die Katze hatte im Souterrain eines Wohngebäudes Zuflucht gesucht, und der Hausverwalter war angewiesen worden, sie noch vor Weihnachten daraus zu vertreiben; andernfalls werde er Ärger bekommen. Und nun hatten die ihm unterstellten Leute auf seine Anweisung der Katze den Krieg erklärt. Miss Dwork hatte, als sie das letzte Mal dort gewesen war, selbst gesehen, wie jemand einen Gegenstand nach dem Tier warf und es damit traf.

Als wir unser Ziel erreichten, stellte ich fest, dass hier zwei Gassen begannen. »Sie ist entweder in der einen oder in der andern«, flüsterte Sergeant Dwork. »Sie nehmen sich die hier vor, ich mir die andere.« Sie verschwand nach links, und ich stand da, im unablässig fallenden Schnee in meinen Mantel ver mummt, und spähte in den dunklen Schacht vor mir. Ehrlich gesagt, hatte ich wenig Vertrauen zu dem ganzen Plan.

Die Gasse war wie ein Messereinschnitt zwischen zwei hohen Gebäuden, gesäumt von düsteren, eingedellten Mülltonnen, mit Schnee bedeckten Abfallbergen, die durch einen Eisenzaun von der Straße getrennt waren. Und dann, während ich angestrengt umherblickte, um zu sehen, wo sich inmitten dieser Trostlosigkeit die Katze versteckt halten könnte, bewegte sich plötzlich einer der Abfallhaufen. Irgendwas reckte sich, schüttelte sich und drehte sich zu mir her, um mich in Augenschein zu nehmen. Ich hatte die Katze entdeckt.

Wie ich schon sagte, war der erste Anblick nicht eben denkwürdig. Das Tier wirkte eher wie ein Gespenst in Katzengestalt. Vor dem weißen Hintergrund des Schnees sah es so mager aus, dass es ganz und gar wie ein richtiges Gespenst gewirkt hätte, wäre es nicht so mitleiderregend schmutzig gewesen. Ja, es starrte derart vor Dreck, dass sich nicht einmal erraten ließ, welche Farbe sein Fell ursprünglich gehabt haben mochte.

Wenn Katzen, selbst streunende Katzen, es so weit mit sich kommen lassen, zeigt das zumeist, dass sie aufgegeben haben. Auf diese Katze traf dies jedoch nicht zu, obwohl sie nicht nur schmutzig, sondern auch nass war, froh und Hunger hatte. Zu allem Überfluss ließ ihre schiefe Haltung auf eine Verletzung schließen, entweder an einem der Hinterbeine oder an einer Hüfte. Und das Maul wirkte sonderbar verkrümmt, offenbar von einer breiten Schnittwunde entstellt.

Aber sie hatte, wie gesagt, nicht aufgegeben. Während sie zu mir herstarrte, hob sie, so schwer es ihr auch gefallen sein muss, eine Vorderpfote und begann sie abzulecken. Dann kam die andere Vorderpfote dran. Und als sie geputzt waren, machte sich das Tier an das ungleich schwierigere Werk, zuerst – ungeachtet seiner verletzten Hüften – die eine und dann die andere Hinterpfote hochzuhieven. Als es schließlich damit fertig war, vollführte es etwas, was mir völlig unglaublich erschien: Es machte mit angelegten Ohren einen Luftsprung, als übte es, ausgerechnet in dieser Verfassung, seinen Beutesprung.

Als ich diesen Sprung sah, fühlte ich mich erleichtert. Vielleicht war die Katze doch nicht so schwer verletzt, wie ich anfangs gedacht hatte.

Einen Augenblick später merkte ich, dass Miss Dwork, die sich auf leisen Sohlen bewegte, wieder zu mir gestoßen war. »Sehen Sie sich ihr Maul an«, wis-

perte sie. »Ich hab Ihnen ja gesagt, sie haben ihr den Krieg erklärt.«

Auch wir hatten einen Krieg vor uns – aber nicht einen gegen, sondern für die Katze. Während Sergeant Dwork mir leise ihren taktischen Plan mitteilte, beschlich mich das unguete Gefühl, dass sie mich anscheinend als einen blutigen Anfänger betrachtete und deswegen darauf bedacht war, mir nur einfache Aufgaben zuzuteilen, mit denen nicht einmal ein männliches Wesen überfordert war. Jedenfalls erklärte sie mir, noch immer im Flüsterton, sie werde sich dem Zaun nähern, auf der ausgestreckten Hand die Käsestückchen, die der Katze inzwischen völlig vertraut waren. Ich sollte mich hinter ihrem Rücken zusammen mit ihr vorwärtsbewegen. Sobald sie die Katze so nahe wie möglich herangelockt hatte, wollte sie rasch einen Schritt zur Seite tun, und ich sollte mich, die Arme bereits durch den Zaun gestreckt, auf die Knie fallen lassen und zupacken. Sergeant Dwork war überzeugt, die Katze sei derart ausgehungert, dass sie in diesem Augenblick in ihrer Wachsamkeit so weit nachlassen werde, dass sie nach dem Köder schnappte – und das werde ihre Gefangennahme besiegeln.